

Hubertus Halfas

# Was macht einen Christ zum Christen?

Überlegung im Sonntagsgottesdienst am 29. September 2019 in der Blankeneser Kirche am Markt

Was man in einem Sonntagsgottesdienst nach dem Evangelium ausführt, nennt sich gewöhnlich Predigt oder auch Verkündigung. Beide Begriffe sind mir fremd. Ich werde nicht predigen und nichts verkünden. Ich möchte die *Frage* bedenken, was einen Christ zum Christen macht?

Im Jahr 2013 hat der angesehene Philosophiehistoriker Kurt Flasch ein persönliches Buch geschrieben, warum er kein Christ mehr sei. Kurt Flasch schreibt aus keiner polemischen oder gar feindlichen Position. Er verfasste Darstellungen der mittelalterlichen Philosophie und Theologie über Augustinus, Anselm von Canterbury, Meister Eckhart und Nikolaus von Kues. Seine Begründung, kein Christ zu sein, bezieht sich auf biblische und dogmatische Inhalte, denen er mit sachlichen Gründen widerspricht. Da ich das Buch nicht umfassend rekapitulieren kann, seien nur zwei Positionen verkürzt wiedergegeben:

Gottes Zorn wurde gestillt, indem wir (Menschen) seinen Sohn töteten. Irgendwie muss das Gott gefallen haben. Er hat es jedenfalls so gewollt und hat dazu seinen Sohn auf die Erde geschickt. Menschliche Väter haben selten Freude daran, wenn ihr einziger Sohn umgebracht wird ... (201)

Es gibt noch andere Bedenken: Christus soll doch Gott sein. Wenn er aber Gott war, dann versöhnte er sich durch seinen Kreuzestod mit sich selbst. Die zweite Person der Trinität mit der ersten? Oder bot Christus sein Blut der ganzen Trinität, darunter sich selbst? Ein Abgrund tut sich hier auf. Allemal floss Blut. (203)

Die Fragen, Argumente und Erkenntnisse, die Flasch in seinem Buch darstellt, versteht er als ein Verlassen des christlichen Glaubens. Er »überlässt die halbherzigen Reden und theologischen Verkniffenheiten« denen, die sie brauchen. »Manche waten gern im Nebel«, sagt er. Er geht dem Zweifel liebevoll nach, den der Rechtgläubige erleidet oder unterdrückt. Aus der Summe aller begründeten Einwände ergibt sich dann seine Erklärung »Warum ich kein Christ bin«.

Ich habe dieses Buch zustimmend gelesen, bin nicht auf ganz Neues gestoßen, sondern habe meine eigene Kritik von anderer Seite bestätigt und ergänzt gefunden. Gewundert habe ich mich allerdings, dass Flasch biblische oder dogmatische Positionen, die ich bereits vor Jahrzehnten hinter mir gelassen habe, immer noch als einen Glaubenseinwand nimmt, als gäbe es hier keinen Lernprozess, der seine Selbstverständlichkeit in sich selbst hat. Muss ich den gleichen Schluss ziehen, kein Christ mehr zu sein?

Dass sich die christlichen Konfessionen seit der Aufklärung in Schreckstarre befinden, die katholische Hierarchie sich – allein während meiner Lebenszeit – immer wieder neu über Theologen und Theologinnen empört hat, die der »Jungfrauengeburt« nur symbolische Bedeutung zusprachen, wie es bereits die alten Ägypter taten, und solche Lehrer aus dem kirchlichen Lehrkörper eliminierte, ist bekannt. Doch warum soll ich einer solchen Kirche die Definitionshoheit zugestehen, zu bestimmen, was Wahrheit ist, wenn die gleiche Kirche sich

nicht mehr lernbereit oder lernfähig zeigt, sondern sich selbst in einem Status dogmatischer Lähmung kaum noch bewegen kann, weil frühere Lehrentscheidungen ihr jede Freiheit genommen haben? Und warum muss das, was wir christlich nennen, dem Urteil einer Kirchenverwaltung unterstellt bleiben, die weder den Problemstand der Geschichte noch den der Gegenwart kennt und mitdenken kann?

Wir wissen doch alle – alle aufrecht denkenden Menschen – dass die Formeln des Apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht mehr vermittelbar sind, es sei denn, ich kann mit Wendungen wie »Maria die Jungfrau«, »von den Toten auferstehen«, »in den Himmel auffahren« ... symbolisch/poetisch etwas anfangen. Ansonsten haben diese Formeln der Tradition ihre Haltbarkeitsgrenze überschritten. Es geht nicht mehr darum, was von diesen Glaubensartikeln die Leute glauben und ob sie überhaupt glauben. Was bedeutet hier »glauben«? Statt »Glaube« sage ich Engagement, und darin geht es nicht um Vorstellungen, die ich übernehme, sondern um Werte, die ich lebe. Paulus vertrat eine Glaubenslehre, die Glaubensgehorsam verlangte. Jesus vertrat einen Lebensmodus, der nicht argumentativ bewiesen werden muss, der auch keinem Verschleiß unterliegt, weil er seine Evidenz aus sich selbst besitzt.

Kurt Flasch distanziert sich in seinem Buch von einem fundamentalistischen Christentum, als sei dieses der Maßstab, der ihn zum Nichtchristen erklären könnte. Dass er mit diesen Leuten und ihren institutionellen Einrichtungen und Verfahrensweisen nichts zu tun haben will, ist verständlich. Gegenüber diesem erstarrten Christentum nehme ich mir die gleiche Freiheit wie er zu sagen, was ich weiß, denke und verstehe.

Kurt Flasch spricht am Ende seines Buches von der jüdisch-christlichen Tradition als einem »Bildersaal produktiver religiöser Erfindungen« und meint, ein poetisches Wahrheitskonzept könne deren Reichtum erschließen. Ich erkenne meinerseits die Wahrheit biblischer Geschichten nicht auf der Ebene der Berichterstattung, sondern in den Gesetzen ihrer sprachlichen Form. Damit sie im Wechsel der Zeiten verständlich und wieder lebendig werden, genügt es nicht, sie nur zu repetieren. Ohne stets neu befragt und ausgelegt zu werden, verlieren sie ihre Stimme.

Erforderlich ist eine »Religiöse Sprachlehre«, die das Wort als Mythos und als Logos unterscheiden kann, die Symbol und Metapher erschließt, um dann die Wahrheit der Formen in Mythe, Märchen, Sage, Legende, Gleichnis und Paradoxon aufzuzeigen, also um das »poetische Wahrheitskonzept« zu erschließen. Das ermöglicht es, die »mythische Metaphorik des Apostolischen Glaubensbekenntnisses« neu verständlich zu machen.

So wie die Christenheit ihre Versammlungsstätten von der Hauskirche, zur Basilika und von da zu immer neu veränderten Baustilen entwickelt hat, muss sich auch der Glaube im Gang der Zeiten wandeln. Dass wir heute an einer Stelle stehen, die zu einer Generalüberprüfung des christlichen Glaubens zwingt, ist evident aber auch notwendig, wenn das, was wir Christenheit nennen, nicht in Formalismen erstarren soll.

Hier ist noch einmal anzuhalten und neu zu fragen. Es kann doch nicht sein, dass Kurt Flasch, der profunde Historiker der philosophisch-theologischen Glaubensgeschichte, den Zeiten und Kirchengestalten, die dem Evangelium Jesu fast ganz entfremdet waren und sind, eine Maßstäblichkeit zubilligt, nach dem er sein heutiges Verhältnis zum Christentum bestimmt. Noch grundsätzlicher: Ist das Christsein eines Menschen überhaupt von dessen Verständnis und Akzeptanz bestimmter Glaubensartikel abhängig?

Ich muss Kurt Flasch widersprechen, dass er meint, sich nicht mehr Christ nennen zu können. Entscheidet über das Christsein eines Menschen die Zustimmung zu irgendwelchen Glaubensartikeln oder ist gar die Summe aller im Credo zusammengefassten Glaubenssätze Bedingung des Christseins?. Die Gottesfrage ist vor allem *Frage*. Auch alle Antworten auf die Gottesfrage bleiben fragend.

Wenn ich gefragt werde: »Welche Glaubensinhalte sind für Sie zentral?« geht es nicht darum, ob ich den Katechismus geglaubt, zu allen kirchlichen Verlautbarungen Ja und Amen gesagt habe. Nicht einmal mein Gottesglaube ist zentral. Wenn es so etwas wie ein »Jüngstes Gericht« gibt, lautet die Frage, ob ich ein liebender Mensch war, der die geringsten Brüdern und Schwestern – und in ihnen Gott – erkannt und an sein Herz genommen habe. Statt irgendwelcher Glaubenssätze, die unverstanden repetiert werden, zählt die konkrete Lebenspraxis.

Kann demnach auch ein Atheist Christ sein? Hier gilt eine entsprechende Antwort. Maßgeblich ist nicht der formulierte Glaube, den die offizielle Kirche verwaltet. Alles was Kurt Flasch, den Kenner der Theologiegeschichte, zu sagen gedrängt hat, warum er kein Christ mehr sei oder sein könne, ist vernünftig gedacht und begründet – mit Ausnahme des Umstands, dass er einer fundamentalistischen Tradition den Maßstab für sein Christsein oder Nicht-mehr-Christsein überläßt. Alle die, die nach einer christlichen Kindheit und Jugend die erworbenen Glaubensinhalte aufgeben und sich jetzt als Atheisten verstehen, sollten sich nicht ähnlichen Maßstäben unterordnen. Sie sollten offen sein und sehen, dass sich die christliche Existenz nicht den Ansichten vergangener Zeiten unterstellt. Es geht um das Evangelium Jesu, das stets neu und kreativ in die Gegenwart übersetzt werden muss. Was immer ein atheistisch glaubender Mensch an Schärfe des Denkens aufbieten kann, er soll angesichts des existierenden Christentums nichts abschwächen oder gar unterschlagen. Damit wäre dem Christentum am wenigsten geholfen. Wenn es denn eine *Gottesfrage* gibt, dann müssen auch unterschiedliche Antworten möglich sein, (da diese Frage ja nicht mathematischer Natur ist). Aber alle Antworten darauf bleiben im Bereich des Intellekts und nicht des gelebten Lebens und entscheiden auch nicht über das Christsein eines Menschen.

Darum sei abschließend das Wort von Friedrich Nietzsche unterstrichen: »Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem ›Glauben‹, etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus, das Abzeichen des Christen sieht: bloß die christliche Praktik, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, es lebte, ist christlich.« – Denken Sie darüber nach.

*Dieser Text steht im Zusammenhang mit dem im Februar 2020 erscheinenden Buch: Hubertus Halbfas, Kann ein Christ Atheist sein? Kann ein Atheist Christ sein? Eine grundsätzliche und notwendige Überlegung. Patmos Verlag.*